

Arnon Grünberg

Muttermale

Roman

Aus dem Niederländischen
von
Rainer Kersten und Andrea Kluitmann

Kiepenheuer & Witsch

Dank an Can Karayalcin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe: *Moedervlekken*

© Arnon Grünberg, 2016

Die Originalausgabe erschien 2016 bei Lebowski Publishers, Amsterdam

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Rainer Kersten und Andrea Kluitmann

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner

Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter

Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln, nach dem Originalumschlag von

Studio Riesenkind

Umschlagmotiv: © Riesenkind

Autorenfoto: © Bettina Fürst-Fastré

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04925-1

1

Kadoke will klingeln, aber der vertrocknete Rasen hält ihn davon ab. Er nimmt den Gartenschlauch und gibt dem Vorgarten zu trinken, den Bäumen, den Pflanzen, dem Gras. Der Sohn, der Psychiater geworden ist, wie man von ihm erwartete, kümmert sich jetzt um den Garten. Früher spielte er dort manchmal Badminton mit seinem Vater. Das ist lange her, heute wird der Rasen vor allem *betrachtet*: wie ein vertrautes und immer noch schönes Gemälde. Seit beinahe zehn Tagen hat es nicht mehr geregnet, überall im Gras sind gelbe Flecken entstanden. Jahrelang wurde hier alles mit Liebe gepflegt, jedenfalls mit einer Ausdauer und einem Verantwortungsbewusstsein, die von Liebe nicht zu unterscheiden sind. Beharrlichkeit ist auch Liebe – die Weigerung aufzugeben, der entschiedene Unwille zu verlieren, zu sterben: alles miteinander Formen der Liebe. Tragisch, dass schon eine kurze Trockenperiode solch große Verheerungen anrichten kann.

Es ist noch früh am Morgen, aber schon heiß. Eine Nachbarin starrt ihn an, doch Kadoke ignoriert sie. Nichts Merkwürdiges geht hier vor sich: Der Sohn sprengt den Rasen, der gute, sich um alles Mögliche kümmernde Sohn; der Sohn, der lebt, damit andere nicht sterben.

Aber er kann sich eben auch nicht um alles kümmern, oder besser gesagt: Seine fürsorglichen Bemühungen führen

nicht immer zum gewünschten Ergebnis. *Das* ist das Problem. Er hat den Mädchen Anweisungen gegeben, manche sogar auf Englisch in der Küche an einen der Schränke geheftet, und während er den Rasen wässert, fragt er sich, warum seine simplen Anweisungen nicht befolgt wurden. »Please, water the garden when the lawn is dry« – das ist doch nicht schwer zu begreifen? Die jungen Frauen, die seine Mutter pflegen, können zwischendurch doch auch mal ein bisschen Gartenpflege betreiben? So intensiv muss man auf seine Mutter nun auch wieder nicht aufpassen, dass keine Zeit für den Rasen mehr bliebe.

Kadoke weiß, wer er ist: Otto Kadoke, geduldig, ruhig, engagiert, aber nicht zu empathisch, das schadet der Ruhe, ist schlecht für den Behandlungsprozess, der Arzt darf dem Patienten nicht zu nah kommen. Die Betonung liegt auf der dritten Silbe, Kadoké, aber wenn Leute den Namen falsch aussprechen, korrigiert er sie nicht. Was ist schon ein Name? Höchstens eine Geschichte, zu der man sich verhalten muss. Sie können ihn auch »Doktor« nennen. Offizielle Schriftstücke unterzeichnet er mit »O. Kadoke«.

Seinen Vornamen hat er nach Otto Frank, einem Freund der Familie, obwohl seine Mutter den berühmten Otto offenbar nie richtig mochte. Schon als Kind war ihm der Name zuwider, als hätten die Eltern ihm damit einen Streich spielen wollen. Fast jeder findet sich irgendwann mit seinem Namen ab – er nicht, und irgendwann in der Grundschule begann er, sich Oscar zu nennen. Für Freunde ist er Oscar, für Patienten Doktor Kadoke. Er ist ein Mann ohne Vornamen. Otto nannte seine Frau ihn nur, wenn sie Streit hatten. In den letzten anderthalb Jahren ihrer Ehe nannte sie ihn fast nur noch so. Als sie mit einem befreundeten Ehepaar, einem Dermatologen und seiner Frau, einmal zu Abend aßen, fragte sie ihn: »Kannst du das eigentlich: sagen, dass du mich liebst? Kriegst

du das überhaupt über die Lippen?» Er hatte geschwiegen, sich des Schweigens peinlich bewusst, doch zugleich unfähig, es zu brechen. Mit dem Ende seiner Ehe kehrten die Ruhe und Melancholie in sein Leben zurück; für ihn bedeutet Melancholie Ruhe. Nichts ist ihm vertrauter, wenig ihm lieber. Die Scheidung verlief schmerzlos, er blieb ohne Kinder, seine Ex hat inzwischen, wie er vor Kurzem erfuhr, ein Nachfolger geschwängert, die Kollegen mögen Kadoke, und er glaubt auch zu wissen, warum: Er macht seine Arbeit, ohne dafür mehr Lohn zu erwarten als sein Gehalt. Man braucht ihm nicht zu sagen, wie gut er ist, wie wichtig; er weiß, dass seine Tätigkeit im Grunde ohne Hoffnung ist – die hoffnungslosen Fälle, denen er häufig begegnet, führen zu fruchtloser Arbeit –, aber damit hat er sich abgefunden. Die Würde des Menschen liegt in der Ausdauer, mit der er seine hoffnungslose Arbeit verrichtet.

Zehn bis fünfzehn Mal pro Tag gönnt er sich eine Zigarette, manchmal auch öfter. Er raucht, wie er seinen Patienten zu helfen versucht: ohne Rücksicht auf Verluste. Nicht, weil der Glaube an Heilung ihn verlassen hätte, das wäre ein zu schöner Grund, vielmehr begann er zu rauchen und konnte nicht mehr aufhören, und allmählich, mit der Zigarette gewissermaßen zwischen den Fingern, verließ ihn die Hoffnung auf Heilung, und damit die Heilung selbst. Sie entwischte ihm wie eine Geliebte, aber das Rauchen hat mit diesem Verlust nichts zu tun. Er raucht nicht, weil er etwas verloren hätte, verloren hat er nicht mehr als andere. Man darf den Verlust nicht zum alles beherrschenden Grund hochstilisieren.

Einen Knochenbruch kann man heilen, Leukämie manchmal, aber in Kadokes Beruf weiß man, was sich erreichen lässt: Man stabilisiert, mehr ist häufig nicht drin. Und selbst das gelingt nicht immer.

Er dreht den Wasserhahn zu, hält den Gartenschlauch aber weiter in der Hand und drückt auf die Klingel. Er hat keinen Schlüssel, der ist bei der Nachbarin. Er will keinen, Kadoke will klingeln, will keinen Platz in dem Haus zurückfordern, das er mit viel Mühe verlassen hat.

Rose öffnet ihm, in kurzer Hose und T-Shirt. Sie trägt gelbe Flip-Flops. Sie ist eines der beiden Mädchen, die für seine Mutter sorgen, und das tut sie liebevoll und mit Hingabe. Sie stammt aus Nepal, ist als Au-pair in die Niederlande gekommen und hier geblieben. In Nepal gab es für sie keine Zukunft – für wen überhaupt? Bei Mutter und Kadoke fand sie Arbeit und Unterkunft, wenn auch nicht als Au-pair, dafür hat sie sich als Altenbetreuerin neu erfunden, obwohl es natürlich Ähnlichkeiten zwischen beiden Berufen gibt. In Nepal hatte sie eine Ausbildung zur Krankenpflegerin angefangen, aber der Westen hatte gerufen, oder vielleicht muss man es so ausdrücken, die Armut hatte geschrien: »Hau ab!«

Hin und wieder gibt es Missverständnisse aufgrund unvermeidlicher kultureller Unterschiede, klein, aber nicht klein genug, um als solche nicht aufzufallen. Und Kadokes Mutter ist nicht immer einfach, sie leidet unter Argwohn, Missgunst macht ihr zu schaffen. Für Kadoke ist Rose ein Engel in Menschengestalt.

»Hi«, sagt sie. »Mother is still upstairs. Hot, isn't it? I like the heat. It reminds me of home.«

Er legt den Gartenschlauch auf den Boden und betritt das Haus. Rose geht vor ihm her in die Küche. »Tea?«, fragt sie.

»Just water, thanks. How is everything? How is mother?«

Sie schenkt ihm ein Glas Wasser ein. »Okay«, sagt sie. »Eating is still difficult. One day better, next day not so good.«

Er trinkt das Wasser, nickt Rose zu. Kadoke will sie zum Weiterreden ermuntern, aber ihr auch zeigen, dass er im täg-

lichen Kampf um eine höhere Kalorienaufnahme der Mutter an ihrer Seite steht.

»Sometimes I'm really worried«, sagt Rose, gegen die Anrichte gelehnt.

»I know. But you know you can always call me. If there's something, call me. You are such a good caregiver, Rose. We are so lucky to have you here.«

Und sie antwortet: »You are such a good son.«

Sie machen einander gern Komplimente, der Psychiater und die Betreuerin. Kadoke tut es aus aufrichtiger Zuneigung und weil er glaubt, dass es wichtig ist, jemandem, der sich Tag und Nacht um seine Mutter kümmert, nicht nur mit Geld zu danken. Ab und zu braucht Rose auch ein wenig emotionale Zuwendung.

In manchen Momenten hat er den Eindruck, dass er Rose liebt. Er wäre der Erste, zuzugeben, dass er nicht genau weiß, ob das tatsächlich so ist, ob er die Person liebt, sie selbst also, oder das, was sie für ihn repräsentiert: das Mädchen, das für seine Mutter sorgt, das Mädchen, das seine Mutter am Leben erhält.

»I'm going to mother's room«, sagt er.

Er geht die Treppe hinauf, kommt an seinem ehemaligen Kinderzimmer vorbei, das immer noch seins ist. Seine Eltern haben alles so gelassen, als meinten sie, ihr erwachsener Sohn würde eines Tages – gewissermaßen durch eine Zeitreise – plötzlich wieder als Elfjähriger vor ihrer Tür stehen, mit dem rasenden Bedürfnis, erneut mit LEGO zu spielen. Oder taten sie es für das Enkelkind, das niemals kam? Jetzt schlafen die Mädchen darin.

Der Sohn klopft an die Tür von Mutters Schlafzimmer.

»Ja?« Ihre Stimme klingt schwach, geradezu kläglich.

Mutter liegt noch im Bett. Sie schaut ihn an und lächelt, wie in einem Reflex, ein Baby, das seine Mutter sieht. Ein Lächeln ohne Ich-Bewusstsein.

Er geht zu ihr, streichelt sie vorsichtig, erst über die Wange, dann über die Stirn.

»Wie hast du geschlafen?«

»Geht so. Und du?«

»Gut. Macht dir die Hitze zu schaffen?«

»Hitze hat mir nie zu schaffen gemacht. Ich finde es herrlich, Kälte kann ich nicht ausstehen. Aber du siehst blass aus. Es ist mitten im Sommer, und du bist blass.«

Es kommt wieder Leben in sie. Solange sie sich Sorgen um ihren Sohn machen kann, ist Leben in Mutter.

Der Psychiater nimmt ihre Hand. »Rose ist ein bisschen beunruhigt. Wegen dem Essen. Du isst so wenig, sagt sie. Nicht so, wie du müsstest. Sie macht sich Sorgen.«

»Ich bin doch keine Gans, die gestopft werden muss? Soll sie sich um sich selbst Sorgen machen!«

»Du bist keine Gans, Mama, bestimmt nicht, aber du musst über einem gewissen Gewicht bleiben, es gibt eine kritische Grenze, die dürfen wir nicht unterschreiten.«

»Wer sagt das?«

»Der Arzt.«

»Aber du bist doch mein Arzt?«

»Ich sage es auch.«

Sie schaut ihn an, Verzweiflung im Blick. »Ich geb mir ja Mühe, aber ich bin keine Gans, Jungchen, die man für Weihnachten mäset.«

Es ist warm im Schlafzimmer. Er versteht nicht, wie seine Mutter sich bei dieser Hitze unter einer Daunendecke verkriechen kann, aber er weiß noch von früher, dass sie von Ende September bis Mitte Mai ewig mit einer Wärmflasche ins Bett ging. Wo die Wärmflasche war, da war Mutter.

Er schwitzt, spürt die Tropfen unter den Achseln, in seinem Oberhemd.

»Ich muss gleich zur Arbeit«, sagt Kadoke.

»Du musst dir aber auch ein bisschen Ruhe gönnen, mein Junge.«

»Ich gönne mir Ruhe!«

Er küsst Mutter dreimal, will eigentlich gehen, hält aber noch einen Moment ihre Hand. Weil er nie weiß, wie er sie wiedersehen wird, zieht er den Abschied in die Länge, eine Art Beschwörungsritual.

Im Flur zieht er sein leichtes Jackett und sein Oberhemd aus. Unter den Achseln ist er klitschnass. Das geht nicht, so kann er den Patienten nicht unter die Augen treten, so verschwitzt, stinkend womöglich. Er muss sich ein anderes Oberhemd anziehen. Irgendwo hier müssen noch ein paar Hemden von früher liegen, wahrscheinlich im Kinderzimmer, doch dort kann er jetzt nicht hinein, da schlafen die Mädchen. Unter der Woche Rose, am Wochenende June. Es wäre unhöflich und würde von einem Mangel an Respekt zeugen, da jetzt einfach so reinzugehen. Erst fragen, dann betreten. Das ist die Reihenfolge.

Ein paar Sekunden lang ist er sich unschlüssig, dann findet er, dass ein erwachsener Mann im Haus seiner Mutter mit nacktem Oberkörper herumlaufen darf, auch in Anwesenheit der Betreuerin. Er geht nach unten. In der Küche macht Rose gerade für Mutter das Frühstück.

»Rose, do you happen to know if there are still some clothes of mine in my room? Can I go in and have a look?«

»Of course, it's your room. It's your house. You can go wherever you want.«

Er schüttelt den Kopf. »No Rose, it's mother's house. It's your house. I'm just a guest.«

Er sieht Rührung in ihrem Blick. Sie kennen sich schon so lange, mit seiner Mutter als verbindendem Glied. Eine eigenartige Intimität ist zwischen ihnen entstanden, eine melancholische Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit,

Spannung und Fürsorglichkeit, Geld und dankbarer Verpflichtung, langsam aufblühender Liebe und genauso langsam herannahendem Tod.

Er dreht sich um, geht aus der Küche, doch Rose sagt: »What's that? On your back?«

Er bleibt stehen, versucht, sich über die Schulter zu sehen.

»There«, sagt sie. Sie kommt näher, berührt mit dem Zeigefinger vorsichtig eine Stelle genau über dem Hintern.

»Those things are growing«, sagt sie. »I have seen them before, but they are growing. You should go to a doctor. I know somebody who died because of these things. You have to be careful.«

Er reibt sich über den Rücken. Die Flecken waren da schon immer, aber sie scheinen gewachsen zu sein. Er geht zum Spiegel im Flur, schaut kurz hinein. Sie sind tatsächlich gewachsen.

»You should do something. I don't want you to die«, ruft Rose.

Er muss lachen. Rose ist eine gute Betreuerin, aber manchmal macht sie sich zu viele Sorgen. Sie sieht den Tod an Stellen, wo gar keiner ist. Womöglich liegt es an ihrer Kultur, dass sie den Tod an Orten entdeckt, wo der Mensch aus dem Westen nichts sieht und auch nichts zu sehen ist.

»I'm not going to die, Rose, but I'll call my dermatologist. If you insist. I cannot say no to you, you know that.« Kurz berührt er sie an der Schulter, wie in einem Reflex, zum Zeichen, dass er ihre Besorgnis zu schätzen weiß.

Kadoke geht nach oben zurück und betritt zum ersten Mal seit Jahren sein altes Zimmer. Er versucht, Roses Habseligkeiten zu ignorieren. Weil sie von Donnerstag bis Sonntag nicht hier schläft, ist es nie richtig ihr Zimmer geworden, höchstens ein Hotelzimmer, eine vorübergehende Bleibe. Ihre Sachen sind in einer Tasche, ein paar Kleidungsstücke liegen auf ei-

nem Klappstuhl, den seine Mutter einmal im Sperrmüll gefunden hat.

Er öffnet einen der Schränke. Darin steht Geschirr. Was das dort zu suchen hat, ist ihm ein Rätsel. Der zweite Schrank enthält in der Tat alte Kleidung und einige – zweifellos von seiner Mutter – ordentlich gebügelte und zusammengelegte Hemden. Er nimmt drei heraus. Die ersten beiden wirken verfarbt. Das dritte, ein weißes, geht noch. Er hält es vor sich. Kadoke tut nichts für seine Kondition, aber er wird nicht dick. Durchs Rauchen verliert er Gewicht. Seine Mutter verliert Gewicht durch zu wenig Essen. Aber er hat noch etwas zuzusetzen, sie nicht.

Während er das Hemd zuknöpf, geht er mit dem Jackett über dem Arm die Treppe hinunter.

»Coffee?«, fragt Rose. »Do you want some coffee? Or more water?«

»No, thanks. I have to go.«

Er wirft einen Blick auf das Obst, das sie seiner Mutter zu-rechtgemacht hat. Apfelschnitze, eine Orange.

»Are you going to call the doctor?«, fragt Rose.

»For mother?«

»For you! For your back.«

»I will call my dermatologist, but it's nothing serious. A mole, a few moles. Birthmarks. Don't get upset, Rose. I don't need care. I'm okay. It's mother who needs your care.«

»They are growing. I'm not blind.« Sie schaut ihn ernst an.

Er zögert, dann macht er einen Schritt auf sie zu und knud-delt sie, um ihr deutlich zu machen, dass sie sich nicht zu sor-gen braucht, dass er sie versteht, ihre Unsicherheit, ihre Panik, die existenzielle Angst, er könnte plötzlich nicht mehr da sein und sie bliebe allein mit seiner Mutter zurück. Darum nimmt er sie in den Arm und drückt sie kurz an sich. »Take good care of yourself«, sagt er. »I'll try to come by tonight, after work.«

Durch seine Mutter sind sie aneinandergekettet, wie unzertrennlich, und sei es nur darum, weil er sich nicht vorstellen kann, Rose könne eines Tages nicht mehr für Mutter sorgen. Ohne Rose und June kann er sich seine Mutter nicht mehr unter den Lebenden vorstellen. Kadoke wirft einen Blick auf sein Handy, er muss eigentlich los, rennt aber noch einmal nach oben.

Seine Mutter liegt im Bett, die Augen geschlossen.

»Ich gehe jetzt«, sagt er leise und schiebt ihr die Hand unter den Kopf. »Iss das Obst, das Rose dir gleich bringt, iss alles auf, es ist wichtig. Tu es für mich.«

Sie schaut ihn aggressiv an. »Für wen sollte ich es sonst tun?«

Noch vier Küsse gibt er ihr, dann rennt er nach unten. »Bye, Rose«, ruft er. »See you tonight.«

Im Auto steckt er sich schnell eine Zigarette an, dann reibt er sich über den unteren Rücken. Es stimmt, sie wachsen. Er wird Roses Ratschlag befolgen.

2

Seit Jahren arbeitet Kadoke beim mobilen Krisendienst. Seine Eltern hatten sich eigentlich eine Karriere als Kinder- und Jugendpsychiater für ihn erhofft, doch er entwickelte sich in eine andere Richtung. Ob es eine bewusste Entscheidung war oder vielmehr das Schicksal, weiß er nicht mehr, eine Kombination von beidem wahrscheinlich. Suizidprävention wurde sein Spezialgebiet. Er hat ein paar wissenschaftliche Artikel darüber veröffentlicht, aus denen hin und wieder zitiert wird. Nicht unverdienstlich sind sie einigen Kollegen zufolge. Seine akademischen Ambitionen hat er aufgegeben. Die Patienten sind ihm genug, und ehrlich gesagt, manchmal auch die schon zu viel. In Heil- und Pflegeberufen ist das wahrscheinlich nicht zu vermeiden.

Beim mobilen Krisendienst besteht seine Aufgabe darin, zusammen mit einem Kollegen Patienten zu begutachten. Er untersucht, ob sie eine Gefahr für sich selbst, für die Gesellschaft oder für beide darstellen, obwohl man natürlich sagen könnte, dass, wer eine Gefahr für die Gesellschaft darstellt, automatisch auch eine für sich selbst ist und umgekehrt. Kadoke stellt fest, ob der Patient gegen seinen Willen in einer psychiatrischen Einrichtung untergebracht werden muss. Eine ZE, Zwangseinweisung. Er liebt Jargon, weil der so ritualisierend und dadurch beruhigend wirkt. So angenehm unpersönlich.

Er parkt sein Auto, einen alten VW, raucht schnell noch

eine Zigarette und betritt das Gebäude des Krisendienstes, wo er sich sofort einen doppelten Espresso aus dem Automaten zieht.

Seit der Reorganisierung gibt es keine festen Büros mehr. Der Mitarbeiter sucht sich einfach den nächstbesten freien Schreibtisch. Manche nennen das Fortschritt.

Diese Woche hat er Dienst zusammen mit Ed, einem freundlichen, aber etwas stillen Fachpfleger mit psychosozialen Schwerpunkt. Er trägt einen Bart. Ed ist ein begeisterter Raucher. Das verbindet.

Kadoke sucht nicht nur einen freien Schreibtisch, er sucht auch ein leeres Büro. Am liebsten hat er ein Zimmer für sich. Zweifellos altmodisch, dieses Bedürfnis nach Absonderung.

Am Schreibtisch sitzend, wartet er auf den ersten Notfall. Meist dauert das nicht lange. Während er wartet, schreibt er Berichte; heute liest er die Gutachten eines Assistenzarztes, der sich nach einer Woche Nachtdienst mit Burn-out hat krankschreiben lassen. Längst nicht jeder Arzt ist für die Suizidprävention geeignet. Assistenzärzte müssen langsam an diese Aufgabe herangeführt werden.

Rose schickt ihm eine WhatsApp. »Mother ate all her fruit. I'm so happy.« Sie fügt drei Smileys hinzu.

Kadoke schreibt zurück: »This is fantastic. Thank you, Rose, thank you for everything.« Einen Moment zögert er, ob er seine Nachricht ebenfalls mit Smileys abschließen soll. Normalerweise tut er das nicht, er ist kein Teenager, aber vielleicht wüsste Rose es zu schätzen. Vielleicht bringt das ihn ihr näher. *Einen* Smiley also, das kann nicht schaden. So wie es auch nicht schaden kann, Rose von Zeit zu Zeit in die Arme zu nehmen und an sich zu drücken, diesen Engel in Menschengestalt.

Ed kommt zu ihm, um ein wenig zu plaudern. Weil sie einander nicht so viel zu sagen haben, läuft so ein Plausch

meist auf ein schweigendes Nebeneinanderherrauchen auf dem Parkplatz des Krisendiensts hinaus.

Am Spätvormittag bekommen sie ihren ersten Notfall. Ein Mann mittleren Alters, der Jahre in Südamerika gelebt hat, aber vor ein paar Monaten in die Niederlande zurückgekehrt ist. Offenbar hat er Freunden von einem Abschiedsbrief erzählt. Die Freunde haben den Brief gelesen und darauf den Hausarzt informiert. Der wollte auf Nummer sicher gehen und alarmierte den Krisendienst.

Der Notfall wohnt in der Nähe des Bahnhofs Amsterdam Muiderpoort. Falls so ein Notfall nicht auf der Straße stattfindet oder im Krankenhaus liegt, kommt das Interventionsteam zu ihm nach Hause.

Unterwegs fragt Kadoke seinen Kollegen: »Ed, wie lange kennen wir uns jetzt eigentlich?«

Ed denkt nach, streicht sich über den Bart und antwortet: »Ungefähr zehn Jahre?«

Kadoke schweigt einen Moment, dann sagt er: »Das ist lang.«

Mehr Worte werden an die Sache nicht verschwendet.

Sie parken ihr Auto und gehen zu der Wohnung, die ihnen als Adresse des Notfalls mitgeteilt wurde. Gerstenfeld. Er wohnt in der ersten Etage.

Ein Mann in dunkelblauem Hemd und Jeans öffnet ihnen die Tür. An den Füßen trägt er nur Socken. Der Mann sieht gepflegt aus, so wie die Wohnung. Gerstenfeld hat üppiges Haar für sein Alter. Er bittet sie an den Esstisch, auf dem ein Strauß Rosen in einer etwas zu großen Vase steht. Ziemlich verwelkt.

Am anderen Ende des Zimmers steht auf einem Stuhl ein langsam hin- und herschwenkender Ventilator. Eine leichte Brise geht durch den Raum.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragt Gerstenfeld.

»Nein danke«, antwortet Kadoke. »Sie wissen, dass wir vom Krisendienst sind? Ich bin Psychiater Kadoke, und das ist mein Kollege Ed, unser psychosozialer Fachmitarbeiter.«

Er wartet einen Moment auf eine Reaktion. Als die nicht kommt, fährt er fort: »Ich vermute, Sie wissen, warum wir hier sind? Ihr Hausarzt hat Sie informiert?«

»Mein Hausarzt war ein bisschen panisch.« Gerstenfeld lacht, nicht bitter, eher gutmütig. Dass der Hausarzt in Panik geriet, kann er verstehen, aber er weiß auch, dass es dafür keinen Grund gibt. Er lacht, um der Sache die Dramatik zu nehmen.

Der Mann hat volle, aber trockene Lippen. Sie sind etwas aufgesprungen, was den gepflegten Eindruck aber weiter nicht stört.

Kadoke legt die Hände auf den Tisch, neben sein Notizbuch.

»Aber Sie haben einen Brief geschrieben, in dem Sie die Absicht äußerten, nicht mehr leben zu wollen, und haben mit Freunden über diesen Brief gesprochen. Stimmt das? Und ist es da nicht verständlich, dass Ihr Hausarzt und Ihre Freunde sich deswegen Sorgen machen?«

Gerstenfeld nickt langsam, wie in Gedanken versunken. »Stimmt, das habe ich getan, ich habe einen Abschiedsbrief geschrieben und ihn meinen Freunden zu lesen gegeben. Ich kann ihn Ihnen zeigen. Jeder schreibt ab und zu doch mal so was, oder? Einmal im Leben. Vielleicht auch öfter.«

Gerstenfeld lächelt, steht auf, geht zu einem Schreibtisch und überreicht Kadoke zwei Blatt Papier.

Flüchtig liest Kadoke den Brief. Die Handschrift ist wie der Mann selbst: ausgesprochen gepflegt. Zunächst zählt er einige Gründe auf, warum das Leben ganz allgemein sich nicht lohnt, der Mensch sei ein Wolf auf zwei Beinen; dann geht er auf die eigene Situation ein, die nicht besonders dramatisch ist, die er

aber offenbar für ziemlich aussichtslos hält: Lustlosigkeit und Ekel machten sich in ihm breit.

Kadoke reicht den Brief an Ed weiter.

»Ich hätte meine Freunde den Brief nicht lesen lassen sollen«, sagt Gerstenfeld. »Das war ein Fehler. Ich war an dem Abend in einer melancholischen Stimmung und habe mich hinreißen lassen, und wie merkwürdig und eitel es sich vielleicht auch anhört: Ich war stolz auf den Brief.«

Gerstenfeld nimmt einen Zahnstocher aus einem Spender und steckt ihn sich in den Mund.

»Aber dieses ganze Tamtam hier habe ich nicht in Gang setzen wollen. Das war nicht meine Absicht.«

Ed schiebt den Brief wieder Gerstenfeld zu, der einen Blick darauf wirft, ihn aber vor sich auf dem Tisch liegen lässt.

»Haben Sie öfter solche Stimmungen?«, fragt Kadoke. »Anfälle von Melancholie? Von Lustlosigkeit? Haben Sie das schon länger?«

Gerstenfelds Blick wandert durchs Zimmer, als könnten die melancholischen Anfälle dort immer noch irgendwo herumliegen. »Was soll ich sagen? Das Leben kennt Höhen und Tiefen, nicht wahr? An dem Abend hatte ich ein ziemliches Tief. Ich war hier allein, und ich hatte eine ganze Flasche Wein getrunken.«

Gerstenfeld kaut bedächtig auf seinem Zahnstocher. »Aber noch mal: Es tut mir leid. Ich sehe jetzt ein, dass so ein Abschiedsbrief ernst genommen wird. Ich hätte es nicht tun sollen, meine Freunde den Brief nicht lesen lassen dürfen.«

Er schaut sie verständnisvoll an, als sei *er* der Mitarbeiter des Krisendiensts und müsse die anderen beruhigen.

»Sie haben längere Zeit im Ausland gelebt?«, fragt Kadoke.

»Gut fünfzehn Jahre. In Kolumbien. Ich war da im Obstgeschäft. Meine Frau ist dort geblieben. Schönes Land. Uns ging es gut.«

»Und warum sind Sie wiedergekommen?«

Gerstenfeld streicht mit der Hand über den Tisch, als wolle er Staub wischen. »Ich verlor meinen Job. Und ich bekam eine Entzündung am Fuß, die einfach nicht wegging. Finanziell brauche ich mir keine Sorgen zu machen, ich könnte jederzeit aufhören zu arbeiten. Aber ich bin zurückgekommen, um zu sehen, ob ich hier noch was auf die Beine stellen kann. Und um meinen Fuß behandeln zu lassen, denn der wurde einfach nicht besser.«

An der Wand hängt das Poster einer Ausstellung im Stedelijk Museum von vor vielen Jahren. Ein Poster, das irgendwie nicht zu Gerstenfeld passt. Kadoke fragt sich, ob er die Wohnung möbliert mietet oder hier vorübergehend bei einem Freund untergekommen ist.

»Ihre Frau ist noch in Kolumbien?«

»Ja, sie gibt Englischunterricht. Der geht in einer Tour weiter. Alle wollen Englisch lernen. Sie hat viel zu tun.«

»Wie ist Ihre Ehe?«

Der Mann lacht, es klingt angenehm, er scheint daran gewöhnt, andere zu beruhigen. Sozial kompetent wirkt er auf Kadoke. »Tja, wie eine Ehe nach fast dreißig Jahren halt so ist – gut, oder, sonst hätte man's doch nicht so lang miteinander ausgehalten?«

Seine Antwort ist eher eine Frage als eine richtige Antwort. Gerstenfeld nimmt den Zahnstocher aus dem Mund und legt ihn auf den Tisch.

»Haben Sie hier noch Familie?«

»Meine Eltern sind tot, und ich hab einen Bruder in Australien, aber wir haben nicht viel Kontakt, was auch logisch ist, bei der Entfernung.«

»Haben Sie regelmäßig Kontakt zu Ihren Freunden?«

»Ja, solange sie nicht sterben.« Gerstenfeld lächelt und steckt sich den Zahnstocher wieder in den Mund.

»Haben Sie viele Freunde verloren?«

»Einen, vor gut fünfzehn Jahren. Nicht jeder versteht meinen Humor.«

»Nehmen Sie Drogen?«

»Nein, aber warum fragen Sie mich das alles? Ich sagte doch schon, dass ich es nicht hätte tun sollen? Wer ist nicht ab und zu melancholisch? Ich hätte den Brief nicht schreiben sollen, mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Das sind unsere Vorschriften«, antwortet Ed. »Wir müssen uns sicher sein, dass wir nachher die richtige Entscheidung treffen, dass wir nichts übersehen haben.«

Zehn Jahre. Sie sind ein eingespieltes Team. Manchmal weiß Kadoke, was Ed sagen wird, noch bevor der überhaupt den Mund aufgemacht hat.

»Alkohol?«, fragt Kadoke.

»Wein, wenn er zum Essen gehört. Einen Whisky mit Freunden. Ich hab mein Leben lang hart gearbeitet, das passt nicht besonders zu Alkohol.«

»Waren Sie bei einem Psychiater oder Psychologen in Behandlung?«

»Nein, das war nie nötig. Und man geht ja nicht einfach zum Spaß hin, oder?«

Gerstenfeld lacht, als hätte er einen guten Witz gemacht; Kadoke nickt bedächtig.

»Haben Sie öfter Suizidgedanken?«

Für einen Moment ist Gerstenfeld still. »Eigentlich nicht, der eine Abend war das erste Mal. Ich war überrascht, ehrlich gesagt. Sie kamen so unvermittelt.«

»Und seitdem sind die Gedanken nicht wiedergekommen?«

»Sie waren am nächsten Morgen schon wieder verschwunden.« Geschickt bewegt er den Zahnstocher zwischen den Vorderzähnen hin und her.

»Können Sie verstehen, dass Ihre Freunde sich dermaßen Sorgen gemacht haben, dass sie den Hausarzt alarmierten?«

Der Mann zuckt mit den Schultern. Er schweigt einen Moment. »So ein Brief ist in der Tat untypisch für mich. Aber mir wär's lieber gewesen, sie hätten das Alarmieren gelassen, es war überflüssig. Ich bin meistens eher fröhlich.«

»Nehmen Sie Medikamente?«

»Ab und zu ein paar Schmerztabletten, für meinen Fuß.«

»Wie schlafen Sie?«

»Gut.« Gerstenfeld nimmt den Zahnstocher aus dem Mund und wirft einen Blick darauf. »Ich habe immer gut geschlafen. Ich bin kein Langschläfer, in meinem Beruf ging das auch nicht. Aber ich schlafe sehr gut. Ich kann überall schlafen, ich brauche kein Bett. Ich schlafe auch auf einem Stuhl oder auf dem Boden.«

»Haben Sie Kinder?«

»Nein.«

»Und Sie sind sich ganz sicher, dass die Selbstmordgedanken, die Sie zu diesem Brief getrieben haben, nicht wiedergekehrt sind?«

»Ja, da bin ich mir sicher, sonst würde ich jetzt hier nicht so sitzen – so gut gelaunt. Wenn ich richtig darüber nachdenke, bin ich ein heiterer Mensch.«

»Haben Sie das Gefühl, dass diese Gedanken latent vielleicht doch noch anwesend sind? Dass die Schwermut gewissermaßen nur darauf lauert, erneut zuzuschlagen? Wann genau haben Sie den Brief geschrieben?«

Der freundliche, verständnisvolle Mann untersucht den Zahnstocher, als sei die Antwort auf diese Frage vielleicht darauf zu finden.

»Vor zwei Wochen ungefähr. Und nein, in meinem Kopf lauert nichts. Ich versteh nicht, was mich dem Abend geritten hat. Ich hätte mich nicht so gehen lassen dürfen, meine

Freunde nicht in meine plötzliche Schwermut hineinziehen dürfen. Das haben sie nicht verdient. Und wie gesagt, normalerweise bin ich kein schwermütiger Mensch. Ich liebe das Leben. Was soll man sonst lieben?»

Gerstenfeld schaut Kadoke an. Als erwarte er die Zustimmung des Psychiaters: Man kann nichts lieben außer das Leben selbst.

»Wenn diese Gedanken doch wiederkehren sollten, glauben Sie, Sie werden sich dann Hilfe suchen?«

»Natürlich, wenn ich Hilfe brauche, werde ich mir welche suchen. Das hab ich bei meinem Fuß gemacht, das tue ich auch bei anderen Wehwehchen.«

»Benötigen Sie jetzt irgendwelche Hilfe?«

Der Mann schaut amüsiert. »Für meinen Fuß, ja, sonst nicht. Insgesamt bin ich glücklich – wenn man Zufriedenheit Glück nennen darf. Darf man das?«

Kadoke schaut sich um. »Gehört diese Wohnung Ihnen?«

Gerstenfeld nennt den Namen einer Onlinevermittlung von Privatunterkünften. »Ich wusste nicht genau, wie lange ich in den Niederlanden bleiben würde. Bis jetzt durfte ich jedes Mal wieder verlängern. Na ja, ich zahl ja auch gut dafür. Ein Hotel wäre fast genauso teuer.«

Wieder ist es einen Moment still. Dann fragt Kadoke: »Ed, hast du noch was?«

Ed schaut auf von seinen Notizen. »Ja, Ihr Fuß. Gibt es da irgendeine Besserung?«

»Nur langsam, sie können einfach nicht herausfinden, woran es liegt. Nächste Woche muss ich wieder ins Krankenhaus, zu einer neuen Untersuchung.«

»Haben Sie starke Beschwerden?«

Gerstenfeld zuckt mit den Achseln. »Manchmal habe ich Probleme beim Laufen, je nach Schmerzen. Wenn die zu stark werden, nehme ich Schmerzmittel.«

»Haben Sie regelmäßig Kontakt zu Ihrer Frau?«

»Wir whatsappen jeden Tag. Und alle zwei, drei Tage telefonieren wir.«

»Und dieser Kontakt verläuft angenehm?«

Gerstenfeld steckt sich den Zahnstocher wieder in den Mund. »Sehr angenehm.«

»Hat Ihre Frau vor, in die Niederlande zu kommen, Sie zu besuchen?«

»Ich denke, irgendwann werde ich wieder nach Kolumbien zurückgehen, sobald es meinem Fuß besser geht. Meine Zukunft liegt doch eher dort als hier.«

»Okay«, sagt Ed. Er macht sich eine letzte Notiz.

»Wenn es Ihnen recht ist«, sagt Kadoke, »ziehen wir uns für einen Moment zurück, um uns zu beratschlagen. In fünf Minuten sind wir wieder da. Dann klingeln wir. Damit Sie wissen, wer es ist.«

»Ich kann auch rausgehen, ich stell mich auf den Balkon. Dann können Sie hier bleiben. Wenn Sie in Ruhe miteinander reden wollen.«

»Nein«, sagt Kadoke, »wir beraten uns kurz vor dem Haus. Bleiben Sie hier.«

Sie verlassen die Wohnung. Unter der Garderobe im Flur stehen ein Paar großer blauer Gummistiefel und Damenschuhe, wahrscheinlich von den eigentlichen Bewohnern.

Sie gehen die Treppe hinunter, der Psychiater und der Fachkrankenpfleger. Die zehn Jahre sind dahingeflogen, obwohl Kadoke sich noch an Ed ohne Bart erinnern kann. Draußen ist es drückend schwül.

An der Straßenecke zieht Kadoke sein Jackett aus. »Ich meine: keine ZE«, sagt er. »Der Mann wirkt geistig kohärent und emotional stabil. Er sagt, er wird Hilfe suchen, wenn er welche benötigt. Er gibt an, jetzt keine Hilfe zu brauchen, er leidet nicht mehr unter Suizidgedanken. Ich

wüsste nicht, warum wir ihn gegen seinen Willen einweisen lassen sollten.«

Ed wirft einen Blick in seine Notizen. »Ganz deiner Meinung«, sagt er nach kurzem Nachdenken. »Ich denke, dieser Brief war ein Ausrutscher. Wie er selbst sagt, wird der Wein mitgespielt haben. Keine Zwangseinweisung. Eindeutig.«

Sie gehen zurück, klingeln, Gerstenfeld lässt sie wieder herein.

»Wir haben die Informationen, die Sie uns gegeben haben, miteinander besprochen«, sagt Kadoke am Tisch. Sie sitzen genauso da wie zuvor, als seien sie nicht weg gewesen. »Wir finden, es liegt kein Grund für eine Einweisung vor. Sie haben angegeben, nicht mehr unter Suizidgedanken zu leiden und Hilfe zu suchen, sollten die sich eventuell wieder melden. Das ist alles korrekt?«

»Völlig korrekt«, sagt Gerstenfeld, der auf dem Tisch ein Quadrat aus Zahnstochern gelegt hat. »Wenn ich Hilfe brauche, werde ich mir welche suchen.«

»Wir werden Ihren Hausarzt über dieses Gespräch informieren, und dann vertraue ich darauf, dass Sie sich mit ihm in Verbindung setzen, wenn sich eine Krisensituation ergibt, Ihnen also wieder Suizidgedanken kommen. Sie wissen, dass es ein Krisenzentrum gibt, das Sie rund um die Uhr anrufen können?«

Gerstenfeld nickt. »Ja, das hat mir mein Hausarzt erzählt, bevor Sie kamen.«

»Soll ich Ihnen die Nummer des Krisenzentrums aufschreiben?«

»Habe ich schon. Ich hab alle Nummern, die ich brauche. Vielen Dank.«

Sie stehen auf und geben dem Mann die Hand. »Gute Besserung für Ihren Fuß«, sagt Kadoke.

Die Straße ist menschenleer. Ein Dreirad steht neben einem Baum, doch das dazugehörige Kind ist nirgends zu sehen.

»Es ist heiß«, sagt Ed, als sie zum Auto gehen. »Zu heiß.«

»In diesem Land dauert die Hitze nie lang«, antwortet Kadoke.

Als sie wieder im Auto sitzen, bemerkt Ed: »In der Wohnung hat es nach Seife gerochen. So ein penetranter Geruch nach Schmierseife.«

»Nichts gemerkt. Er kaute auf Zahnstochern, aber das kann man auch einfach zum Spaß machen. Er hatte eine hervorragende Kommunikationskompetenz.«

»Der Brief war nicht schlecht geschrieben«, ergänzt Ed und öffnet das Wagenfenster.

»Stimmt«, erwidert Kadoke. »Nicht schlecht geschrieben.«

Der Psychiater hat zu viele Abschiedsbriefe gelesen. Je weniger er liest, desto besser, ist seine Devise.

Auf seinem Handy sieht er, dass der Krisendienst angerufen hat.

»Ich glaube, wir können gleich weiter zum Nächsten. Es wird ein anstrengender Tag«, sagt er.

Ed reibt sich über den Bart. »Es muss an dem Wetter liegen. Die Hitze macht die Leute verrückt.«

3

Es ist Abend und immer noch drückend. Das Thermometer an der Haustür seiner Mutter zeigt 28 Grad. Im Schatten. Er sehnt sich nach dem Sonnenuntergang.

Wie versprochen, ist Kadoke nach der Arbeit zu seiner Mutter gefahren. Er hatte erwartet, sie würde draußen sitzen und die Luft im Garten genießen, doch offensichtlich findet selbst sie es zu heiß.

Sein Jackett hat er auf dem Rücksitz seines Autos gelassen, er versteht nicht, warum er es am Morgen überhaupt angezogen hat.

Nach Gerstenfeld hatten Kadoke und Ed noch drei Notfälle, darunter einen Jugendlichen. Ein schwerer Fall. Ed hatte recht: Die Hitze macht die Leute verrückt.

Der Rasen sieht hoffnungslos aus. Kadoke zündet sich eine Zigarette an. Warum unbedingt auch noch das Gras zugrunde gehen muss, will ihm nicht in den Kopf. Dieses sinnlose Sterben irritiert ihn. Gerade am Abend, wenn die Sonne nicht mehr so brennt, müsste man hier sprengen. Das wäre für Rose doch ein Leichtes.

Mutter sitzt wohl im Haus und sieht fern, er hört die vertraute Stimme von Dr. Phil durchs Wohnzimmer schallen. Jetzt müsste Rose dem Garten zu trinken geben. Wenn Mutter Dr. Phils Ratschlägen lauscht, braucht sie Rose nicht. Früher machte sie im Garten alles allein, ein Gärtner kam für sie

nicht infrage, doch dazu fehlt ihr jetzt die Kraft. Ihren Kampf gegen Gärtner hat sie aufgegeben.

Entgegen seinen Grundsätzen regt er sich nun doch auf. Er ist ein Mann, der Effizienz liebt, dabei voller Verständnis für menschliche Schwächen, er besitzt die Ruhe, die ein Arzt braucht. Man stelle sich vor: ein Doktor, der in Panik gerät angesichts des Todes oder der Verzweiflung Betroffener bei einer schwerwiegenden Diagnose. So ein Arzt hat von Anfang an schon verloren. Der sterbende Garten jedoch ärgert Kadoke von Tag zu Tag mehr.

Er sieht schwarze Pünktchen an einem kleinen, verdorrenden Baum, den noch sein Vater gepflanzt hat. Läuse. Ob die durch die Trockenheit kommen, oder waren sie vorher schon da? So schwer kann es doch nicht sein, etwas gegen die Läuse zu unternehmen – auf keinen Fall schwerer als gegen Läuse auf dem Kopf eines Kindes!?

Kadoke nimmt den Gartenschlauch. Wie gern würde er sich jetzt auf das Sofa im Wohnzimmer legen, ein Nickerchen machen und sich danach um die Post kümmern. Die Umschläge öffnet Mutter zwar noch, aus unerfindlichen Gründen denkt sie, ihr Sohn sei dazu nicht fähig (er reißt die Umschläge auf, sie benutzt eine Schere), aber sie interessiert sich nicht mehr dafür, was in den Umschlägen drin ist. »Für Otto«, schreibt sie darauf. Ihr Sohn, der Psychiater, soll sich für sie mit der Außenwelt herumschlagen. Wie eine Wand steht er zwischen ihr und der Welt.

Die Zigarette im Mund, beginnt er den Garten zu sprengen, doch schon bald macht ihn das kribblig. Das ist nicht seine Aufgabe. Der Psychiater dreht den Hahn zu, wirft die Kippe weg und klingelt.

Die Tür bleibt geschlossen, nichts rührt sich. Er klingelt noch einmal. Lauter, wütender. Dem selbst gewählten Tod gegenüber bleibt er gelassen, doch das Absterben von Gras

lässt ihn vor Wut zittern. Er wankt, schenkt dem aber keine Beachtung, dazu kennt er sich selber zu gut: Leben ist Wanken, das weiß er, so wie kein anderer, er hat Erfahrung darin. Vielleicht ist das Wanken jetzt stärker als sonst. Das beunruhigt ihn aber nicht, die Hitze hält auch Beschäftigte in Helferberufen im Griff.

Ein drittes Mal klingelt er, lang und laut, als hätte er einen Durchsuchungsbeschluss. Wenn Rose gerade zu tun hat, kann Mutter doch öffnen? Oder hört sie ihn nicht? Übertönt Dr. Phil jetzt sogar noch die Klingel?

Endlich öffnet sich die Tür. Rose steht in der Öffnung, nur mit einem Handtuch bekleidet. Ein altes, verwaschenes Ding.

Rose. Wahrscheinlich heißt sie nicht wirklich so, genau wie er nicht wirklich Oscar, aber was spielt das für eine Rolle? Menschen gehen in ein anderes Land und wählen einen anderen Namen, einen, der zu ihnen passt oder zu dem Land, so wie sie sich das Schicksal aussuchen, das sie gerade noch ertragen. Sie wählen sich einen Namen wie ein Kleidungsstück, ziehen es an und sagen: »Ja, dieses Schicksal passt zu meinem Teint – auch zu meinen Augen, findest du nicht?« Manchmal greifen sie daneben und drohen, an ihrem gewählten Schicksal unterzugehen, aber dann kommt Kadoke.

»I was taking a shower, excuse me«, sagt Rose.

Mit dem Handtuch hat er sich schon als kleiner Junge abgetrocknet. Nichts in diesem Haus wird erneuert, alles bleibt, wie es ist. Jede Ausgabe wird kategorisch verboten mit der Begründung, man sterbe ja doch bald. Der Tod mahnt zu Abwarten und Sparsamkeit. Warum Geld ausgeben, wenn man die Früchte der Ausgabe nicht mehr lang wird genießen können?

Der Vorgarten. Kadokes Gedanken kehren zum sterbenden Rasen zurück, der sich den Tod nicht selbst ausgesucht

hat. Er packt das Mädchen beim Oberarm, sanft, liebevoll, doch energisch. Normalerweise tut er das nicht, er behandelt die Mädchen nicht grob, berührt sie höchstens verständnisvoll, väterlich. Der Psychiater hält gemessenen Abstand.

Rose erschrickt nicht, sie vertraut ihm. Geduldig, wie eine Patientin, lässt sie sich zum Rasen führen. Sie ist barfuß, im Haus trägt sie immer Flip-Flops, selbst im Winter.

Eigentlich ist er zu höflich für die strenge Methode, aber er, der immer gewankt hat, wankt jetzt auf eine Weise, die neu für ihn ist. Wie ein Vermessener, Übermütiger, wie jemand, den er nicht kennt.

»The garden needs a shower«, sagt er, auf die verdorrten Stellen im Gras zeigend, die sich wie ein Ausschlag über den Rasen verbreitet haben. Wie ein Ekzem. Neurodermitis. Akne. Wenn die Haut der Spiegel der Seele ist, braucht die Seele dieses Gartens eindeutig Hilfe.

Sie stehen auf der Grasfläche. Er zeigt um sich, überall vertrocknete Stellen, Verfall.

»I need to put on my clothes«, sagt Rose. »I need to take care of mother.«

Sie reißt sich los, rennt, nein, hüpfte ins Haus, er bleibt einen Moment neben dem verdorrten Baum stehen, verblüfft über sein eigenes Verhalten, und trotzdem unfähig, jetzt einfach aufzuhören. Wie eine Maschine ist er angelaufen, er will sich nicht mehr ausschalten lassen.

Im Wohnzimmer gibt Dr. Phil einem Studiogast gerade wertvolle Ratschläge, doch niemand schaut auf den Bildschirm, Mutter ist offenbar irgendwo anders. Er folgt Rose ins Haus, die Treppe hinauf, und drückt die Tür zum Bad auf. Das Zimmer lässt sich nicht abschließen, das Schloss wurde unbrauchbar gemacht, Unfälle können geschehen, wenn Hilfebedürftige sich aus Versehen einschließen. Das Pflegeperso-

nal muss die Hilfebedürftigen jederzeit erreichen können, der hilfebedürftige Mensch hat rund um die Uhr geöffnet.

Rose erschrickt, hält das Handtuch vor sich wie ein Schild, doch Erschrecken ist überflüssig, er ist zum Reden gekommen, wie lange kennen sie sich jetzt schon? Kadoke liebt sie, weil sie seine Mutter so liebevoll pflegt. Sie lieben sich, Rose und er, vermittelt durch seine Mutter. Wenn sie seine Mutter jeden Tag nackt sieht, braucht ihre *halbe* Nacktheit ihm doch nicht peinlich zu sein: Was ist Nacktheit für einen Arzt?

»We need to talk, Rose.«

In seiner Hosentasche stecken die Zigaretten. Im Haus seiner Mutter verbietet er sich das Rauchen, schließlich weiß sie nichts von seinem Laster. Das wusste sie nie, sie wird es auch nie erfahren. Vielleicht hat sie ihr Nichtwissen früher gespielt und ab und zu doch etwas gerochen; heute braucht sie nicht mal mehr so zu tun, sie riecht ohnehin nichts mehr. In der Lüge verbirgt sich die Liebe, vor allem dort.

»Mother is not feeling well«, erwidert Rose. »I tried to call you earlier.«

Nachdem sie das gesagt hat, tut sie etwas Merkwürdiges: Sie lässt das Handtuch an sich hinabgleiten, verursacht mehr durch die Schwerkraft als durch ihren Willen. Jetzt steht sie nackt vor ihm, sie, die Fürsorge gibt, rund um die Uhr, vier Tage die Woche.

In Gedanken wiederholt er ihre Worte, er schüttelt den Kopf. Heute Morgen hat er mit Mutter telefoniert, sie klang ausgezeichnet. Klare Stimme. An einer Stimme hört man alles: nahenden Tod, Krankheit, doch ebenso Verliebtheit – auch eine Krankheit, gutartig, meist jedenfalls.

»The physician has seen my mother recently«, sagt er. »He was perfectly happy, he told me that mother was in good shape, I spoke to him on the phone. She is in good shape.«

Den letzten Satz spricht er mit Nachdruck, wie ein Arzt

dem Patienten andauernde Bewegung empfiehlt; nicht aufgeben, einfach weiterleben ist die beste Medizin gegen den Tod. Lebensmüdigkeit liegt überall auf der Lauer, man muss über sie hinwegspringen, wie über Regenfützen.

Kadoke macht einen Schritt auf Rose zu. Ohne zu blinzeln steht sie da. Als gehöre das zu ihren Aufgaben: Auch das hier ist Betreuung. Einladend schaut sie ihn an, oder ist es eher abwartend? Lädt man so in Nepal jemanden ein? Ist diese Nacktheit ein Angebot oder eher ein Versehen? Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen?

Merkwürdigerweise sieht er plötzlich Gerstenfeld vor sich: Gerstenfeld mit einem Zahnstocher im Mund. Kauend, sich die Zähne reinigend, als seien die Zähne das Einzige an ihm, das sich noch reinigen lässt.

Einen Zahnstocher hätte Kadoke jetzt auch gern. Oder eine Zigarette.

»Mother is not feeling well«, sagt Rose. »I tried to call you. You didn't pick up the phone. I know you are busy with the patients. I know you work hard.«

Noch einen Schritt tut er in ihre Richtung. Sie weicht nicht zurück. »She is not eating«, sagt sie. »A few spoons of the tomato soup. That's all. She was really difficult tonight. No soup, no food.«

»She doesn't like tomato soup, you know that she cannot stand tomato soup.«

Dieser Unwille zu essen ist ein Problem. Ein größeres Problem als der Garten. Man muss die Menschen zum Essen verführen, so wie zur Liebe, und der Unterschied zwischen Zwang und Verführung ist oft nicht ganz eindeutig. Nur nicht mit Tomatensuppe, damit verführt man seine Mutter nicht.

Er legt ihr die Hände auf die nackten Schultern, seine warmen, klebrigen Hände, als wolle er Rose segnen oder untersuchen.

Gleich wird er nach seiner Mutter sehen, doch jetzt gibt er sich hin. Diesen Moment kann er nicht ungestraft vorbegehen lassen. Er liebt diese Frau. Wenn es noch einen Menschen gibt, den er außer seiner Mutter lieben könnte, dann diesen Engel, der seine Mutter am Leben erhält.

Der Psychiater beginnt, Rose zu küssen. Er küsst sie, als küsse er zum letzten Mal, als liege er selber im Sterben und die Lebenslust bäume sich noch einmal auf, betrete noch einmal die Bühne zu einem grandiosen Finale.

Sie erwidert seinen Kuss. Gierig und zärtlich, drückt ihn sanft gegen das Waschbecken. Sie schmeckt nach Kaugummi. Offenbar küssen Betreuerinnen so: gierig und zärtlich, doch die Betonung liegt auf der Gier. Sie küssen, wie sie betreuen. Aus dem Erdgeschoss kommt das Geräusch des laufenden Fernsehers.

Immer tiefer zwängt er die Zunge in ihren Mund, als sei dort etwas zu finden. Und während er sie weiterküsst, wandern seine Hände über ihren Körper. Jede Stelle berührt er, jede Vertiefung, jede Unebenheit wird befühlt. Auch Rose hat solche Stellen, wie er.

»Why didn't you water the garden?«, flüstert er ihr ins Ohr. Er schwitzt.

Das hier ist Fürsorge. Dieser Engel pflegt die fast hoffnungslosen Fälle und muss jetzt in ihm einen solchen erkannt haben. Den Garten hatte sie vergessen, aber ihn nicht, der Garten war ihr nicht hoffnungslos genug. Das ist der Grund.

Eine Hand auf ihrer Schulter, reibt er mit der anderen über ihren Schenkel, bis er bei ihrem Geschlecht angekommen ist. Er streichelt es, sich verlierend, denn das hier ist Leben, vielleicht dessen letzter Akt, aber dafür lebendiger als all die Akte zuvor. Hier wird die Lebensmüdigkeit ein für alle Mal besiegt.

Kadoke meint, sie stöhnen zu hören, keuchen wie er, aber

sie sagt etwas, flüstert ihm etwas ins Ohr. Er spürt ihre Hände auf seinem Rücken, und er verliert die letzte Hemmung.

»I watered the garden«, sagt sie. »Every evening I water the garden.«

Ein Wort fährt ihm durch den Kopf wie ein Dolchstoß: Kolonialismus. Das hier ist Kolonialherrenverhalten oder was davon übrig ist: Postkolonialismus. Er, der die menschliche Schwäche akzeptiert hat, in bescheidenem Rahmen, aber immerhin: danach gestrebt hat, die Gesellschaft zu reformieren, damit die Menschen versagen können, ohne allzu viel Schaden anzurichten, steht jetzt in Mutters Bad wie ein Arzt in den Tropen, ein Kolonialherr im eigenen Land, der sich nimmt, was er braucht – die einzig zutreffende Definition von Kolonialismus vielleicht: sich einfach nehmen, was man braucht.

Kadoke knöpft sich das Oberhemd auf. Ein Knopf fällt zu Boden, aber wenn dies hier der letzte Akt ist, sind ab jetzt keine Knöpfe und Oberhemden mehr nötig.

»You are gorgeous«, sagt er. »You are an angel. I love you.«

Er meint es ernst. Endlich sieht er, wer Rose wirklich ist: nicht bloß eine Altenpflegerin, eine Frau aus Nepal auf der Flucht vor Armut, nein, sie ist die Frau, der er sein Herz öffnen will. Er wüsste nicht, wie er es anders ausdrücken sollte, darum möchte er es ihr genau so ins Ohr flüstern: dass er ihr sein Herz öffnen will, ihr und niemandem sonst. Jetzt und für immer.

Mittlerweile ist das Oberhemd ausgezogen, er wirft es in die Wanne. Er kniet sich auf den Boden und beginnt, die Innenseite ihrer Schenkel zu lecken. Er leckt das Geschlecht eines Engels, und für einen Moment ist ihm, als rieche er Nepal. Katmandu, dort riecht es nach Feuer.

Gleich wird er sich um seine Mutter kümmern, ihr in der Küche Gemüsesuppe aufwärmen und eine Knackwurst.

Selbst wenn die Lebenslust sie zu verlassen droht, mit einer koscheren Knackwurst kann man sie immer verführen. Er wird ihr alles ihm Mögliche geben, aber zuerst muss er sich ihrer Betreuerin hingeben.

»We need to see mother«, sagt Rose, die Hand auf seinem Kopf, seinem Haar. Er ist stolz auf sein Haar, es ist immer noch schön, schwellend. Wo der Verfall auch immer beginnt, es geschieht weder in noch auf seinem Kopf.

»Yes«, antwortet Kadoke, doch er leckt weiter, schiebt seine Zunge tief in sie, als ließe das Leben nur so sich verlängern, das Schicksal nur so sich gnädig stimmen.

Dann richtet er sich wieder auf. Gehetzt streift er sich die Schuhe von den Füßen. Slipper, ab Mitte Mai trägt er prinzipiell Slipper, der Sommer muss sich nach seiner Schuhmode richten, nicht umgekehrt.

Er zieht sich die Hose aus, hastig und unelegant. »You didn't water the garden«, sagt er. »You didn't. But you are taking care of mother. Thank you for keeping mother alive, thank you for everything, Rose.«

»It's just my job«, antwortet sie. »It's my job, but thank you, thank you for your trust.«

In der Hosentasche sucht er nach einem Kondom. Er ist ein verantwortungsbewusster Mann, trotz allem hat er immer Kondome dabei – das Unglück wohnt im kleinsten Versehen.

»Angel«, sagt er, während er sich das Kondom überstreift, »you give my mother such good care, you are such a lovely caregiver, but my mother doesn't like tomato soup, she must have told you this already twenty times. I have told you this at least fifty times.«

»No«, sagt sie. »Usually mother likes tomato soup. Every week she eats it.«

Auf der Straße spielen Kinder, das Badezimmerfenster steht offen. Er hört sie schreien.

Sanft drängt er Rose gegen die Kommode. Sie stützt sich ab mit den Händen, das Shampoo seiner Mutter fällt auf den Boden, ihr Föhn.

Er drückt sein Geschlecht an den Körper des Engels, der seine Mutter am Leben erhält. Er zweifelt nicht mehr daran: Menschliche Sexualität ist Kolonialismus, und doch liegt hier mehr vor als nur nackte Lust, es sind Emotionen im Spiel, absurde Emotionen. Eine Liebe im August, der Sommer ist fast vorüber, doch Kadoke ist verliebt.

»Do you love me?«, fragt er. »Do you love me, Rose? Because I love you. I know I should have told you this earlier, I know this is not the appropriate time for declarations of love, but what's a good time for these declarations?«

Die Tages- und die Nachtcreme seiner Mutter fallen zu Boden. Gern hätte er diesen Engel noch länger geleckt, stundenlang, denn so stimmt man die Götter gnädig, indem man ihre Engel leckt, unermüdlich, mit der zielstrebigem Zärtlichkeit, die die Götter so lieben, aber er muss noch Suppe für Mutter aufwärmen, darum schiebt er sich jetzt in den Engel.

Sie seufzt, stöhnt und sagt: »You've always been good to me, Oscar, and I love your mother, but I cannot love you the way you want me to love you, we are not compatible. We don't understand each other.«

So also endet das Leben: in einem Badezimmer, die Betreuerin der Mutter im Arm, die erklärt, man sei nicht füreinander geschaffen. Aber für wen sind Menschen dann überhaupt geschaffen? Menschen wie er, die Wankenden, für wen sind die geschaffen?

»You will see«, sagt er, »we are compatible, we are going to understand each other, we belong together, we can stay together, we have mother together«, und er küsst sie, küsst sie auf den Mund, die Schultern, die Unebenheiten, die Pickel, er küsst alles.

Er stößt in sie. Die Götter werden gnädig gestimmt werden, das hier wird die Götter nicht unberührt lassen, diese Lebenslust, diese Hingabe.

Dann hört er seinen Namen, nein, nicht nur den, er hört ihre Stimme. Sie ruft ihn. Kräftig klingt sie, aber auch verärgert.

Er lässt den Engel los, schaut sich um.

Seine Mutter ist bleich, aber sie steht im Flur vor der offenen Tür, im weißen Nachthemd, einen Stock in der Hand. Etwas läuft an ihrem Bein hinunter, Blut, wie es aussieht.

»Setz dich hin, Mama«, sagt er.

Er löst sich aus der Verstrickung und bringt Mutter zu dem Stuhl, der vor dem Badezimmer parat steht, für den Fall, dass ihr der Weg bis ins Bad einmal zu lang werden sollte.

Er lässt seine Mutter sich setzen, kniet sich vor sie hin und wischt mit der bloßen Hand das Blut von ihrem Bein. Langsam, mit langen Bewegungen, wie Striche mit einem Pinsel. Ein knöchiges Bein. Viel Blut ist es zum Glück nicht. Die Haut ist dünn, vielleicht hat sie sich gekratzt.

Sie atmet schwer, keucht, hat aber noch Kraft zum Sprechen. »Was hast du da mit Rose angestellt?«, will sie wissen. »Was hast du mit dem Mädchen gemacht? Du weißt, sie gehört mir.«

Kadoke sieht seiner Mutter ins Gesicht, und was er dort sieht, überrascht und beruhigt ihn zugleich: Eifersucht, unverhohlene Eifersucht. Alles wird wieder gut.

Er antwortet nicht, streichelt weiter ihr Bein.

Rose steht jetzt neben ihm. Sie trägt eine kurze, abgeschnittene Jeans und ein T-Shirt, die Füße in grünen Flip-Flops. Blitzschnell muss sie sich angezogen haben. Als sei sie Expertin darin. Als habe sie Jahre hierfür geübt.

»We will call the ärztliche Notdienst«, sagt er zu Rose.

»Yes, please«, antwortet sie. »And have you called the dermatologist? About your back. Have you?«

»Yes«, sagt er. »Don't worry about me. It's mother who needs care, we are here for mother.«

Sie geht hinunter ins Erdgeschoss. Fast geräuschlos, wie Engel sich fortbewegen. Nicht so, wie Sterbliche gehen.

»Zieh dir aber erst was an«, sagt seine Mutter. »Du erkältest dich noch. Und ich brauch keinen Notdienst, ich brauch niemanden. Ich komm hervorragend alleine zurecht.«

Doch sie klingt ängstlich.

»Warum sitzt du nicht unten vor Dr. Phil? Wie jeden Abend?«

»Weil ich mich nicht gut fühlte. Aber jetzt fühle ich mich wieder prima. Dafür bist du nicht richtig bei Trost.«

Da erst, vor seiner Mutter kniend, bemerkt er, dass er das Kondom noch umhat. Er zieht es ab, ein gelbes, wahrscheinlich mit irgendeinem Geschmack, Ananas, Vanille vielleicht. Er weiß nicht, wo er es lassen soll, und legt es unter den Stuhl, direkt hinter ihre Füße, die Schuhe, sollte er sagen. Auch für die kleine Entfernung vom Schlafzimmer ins Bad schlüpft sie in ihre Schuhe. Ohne Schuhe tut sie keinen Schritt.

»Bleib hier«, flüstert der Sohn seiner Mutter ins Ohr. »Rühr dich nicht. Ich bin gleich wieder da.«

Aus dem Schlafzimmer ruft er den ärztlichen Notdienst. Sie versprechen, noch heute vorbeizukommen, innerhalb von zwei Stunden.

Kadokes Kleidung liegt noch im Bad, doch bevor er sich anzieht, schickt er Rose, die in der Küche zugange ist, eine WhatsApp: »I love you«, schreibt er. »I know that it may be inappropriate because you are mother's caregiver. But I can't help it. I love you.«

4

Am nächsten Tag geht Kadoke nach der Arbeit – er hat die ganze Woche keinen Nachtdienst – direkt zu seiner Mutter. Am Abend zuvor ist nach einigem Warten die Notärztin gekommen, eine freundliche Frau mit einem Sanitäter, die hin und her überlegte und zu guter Letzt beschloss, den telefonischen Rat eines Kardiologen einzuholen.

Das Blut auf dem Bein hatte nichts zu bedeuten, altersbedingt war einfach ein Äderchen geplatzt. Gemeinsam waren Ärztin, Kardiologe und Kadoke zu dem Schluss gekommen, dass eine Einlieferung ins Krankenhaus unnötig sei. Seine Mutter hatte dauernd gejammert: »Ich will nicht ins Krankenhaus, das muss wirklich nicht sein.« Er jedoch hatte der Ärztin ins Ohr geflüstert, dass seine Mutter dazu neigt, den Ernst jeder Situation herunterzuspielen, mit bisweilen desaströsen Folgen. »Eine Angststörung«, hatte er hinzugefügt, und er nannte den Namen des Medikaments, das sie gegen ihre Angst schluckt. Ob das Medikament hilft, ist noch die Frage, aber wahrscheinlich ist es besser als nichts. Sie fürchtet den Tod, doch insgeheim fürchtet sie alles.

In Absprache mit dem Kardiologen wurde beschlossen, Kadokes Mutter eine Woche lang jeden Tag eine zusätzliche Entwässerungstablette zu geben. Wie viel Entwässerungstabletten kann ein Mensch schlucken? Die Flexibilität des Körpers erstaunt Kadoke immer wieder, doch er weiß auch,

wie schnell es damit zu Ende sein kann. Der Körper erholt sich blitzschnell, aber noch schneller bricht er zusammen.

Die Ärztin hatte seine Bemerkung »die Umstände sind nicht grade rosig, aber die Zusammenarbeit mit dir ist jedes Mal ein Vergnügen« komplett ignoriert, und war kurz darauf zusammen mit dem Sanitäter gegangen.« Das Behandlungsgespräch ist beendet«, hatte sie gesagt. Behandlungsgespräch, keine Freundschaft, nicht einmal Freundschaft unter Kollegen.

Kadoke ist nicht der Typ für frivole Bemerkungen. Auslöser muss das Wanken gewesen sein, die Liebe zu Rose, die ihn so plötzlich überkommen hatte, die Verzweiflung, soweit Liebe und Verzweiflung überhaupt voneinander zu unterscheiden sind. Sein Leben lang hat er versucht, Gefühle zu analysieren und zu erklären, aber dieses Gefühl hat ihn überwältigt, noch dazu im Badezimmer seiner Mutter. Es war bestimmt kein Zufall. Wer Bedeutung sucht, wird Bedeutung finden. Er ist ein Mann, der sich jahrelang an Bedeutungslosigkeit berauscht hat und sich jetzt nach Bedeutung sehnt, obwohl ihm klar ist, dass Bedeutung aus dem sumpfigen Boden des Zufalls erwächst. Sein Körper schreit nach Bedeutung, Sex war nur der glitschige Pfad dorthin. Einer der vielen glitschigen Pfade.

In seiner Tasche sucht er nach Zigaretten.

Das Gewinnen von Selbsterkenntnis ist ein immerwährendes Projekt, ständig kommt etwas Neues hinzu, selten ist das Bild komplett. Doch zahllose weiße Flecke bleiben. Es war einmal ein Psychiater, der sich eines Abends im Sommer in die Betreuerin seiner Mutter verliebte ... ein gutes Beispiel für einen weißen Fleck. Jahrelang sah dieser Mann nur eine Pflegekraft, und eines Abends sieht er auf einmal etwas ganz anderes: eine Geliebte, eine Frau, die die seine werden könnte.

Er hatte Rose noch erklärt, dass die zusätzliche Entwässerungstablette in den Tagesblistern aus der Apotheke nicht enthalten sei, dass die Tablette am besten jeden Abend verabreicht würde und die Apotheke morgen zusätzliche Tabletten vorbeibringen werde. Dann hatte er seiner Mutter eine halbe Tasse Gemüsesuppe gegeben, er hatte sie gestreichelt und geküsst und war zu guter Letzt nach Hause gegangen.

Jetzt steht er in der Straße seiner Mutter und raucht schnell noch eine Zigarette. Die von der Wettervorhersage versprochene Abkühlung ist noch nicht gekommen.

Als er gerade zur Hälfte aufgeraucht hat, tritt er die Kippe aus, er ist unruhig. Rose hat sich nicht mehr gemeldet, das ist eigentlich ein gutes Zeichen. Dafür hat seine Mutter zweimal angerufen, um sich über die Nachbarn zu beschweren, auch das ist im Grunde ein gutes Zeichen. Trotzdem macht ihr Gesundheitszustand Kadoke nervös, wie Spieler im Kasino nervös werden. Seine Mutter ist das Kasino, ihre Gesundheit der Roulettetisch, er der unverbesserliche Spieler. Man weiß nie, was das Schicksal für einen bereithält. Immer aufs Neue muss man es herausfordern, jeden Tag wieder bereit sein, alles zu verlieren.

Der Sohn klingelt. Der Regen wird dem Garten guttun, die gelben Flecken im Rasen ärgern ihn nach wie vor.

Ein Mann öffnet ihm die Tür. Es ist Darko, Roses Freund. Er stammt auch aus Nepal, und wahrscheinlich trägt auch er in Wirklichkeit einen anderen Namen. Doch was spielt das für eine Rolle? Darko mag Mutter. Er nennt sie auch so (»Mother«), und manchmal kommt er vorbei, um seine Freundin zu besuchen. Fast immer bringt er Blumen für Mutter mit, obwohl ihr nicht viel daran liegt. Die meisten Blumen finden vor ihr keine Gnade. Sonnenblumen zum Beispiel findet sie grässlich. »Toten legt man Sonnenblumen aufs

Grab, die Lebenden sollte man damit besser verschonen«, hat sie mal eine Nachbarin abgekanzelt, die mit einem Strauß Sonnenblumen vor der Tür stand.

»Hi, Darko«, begrüßt ihn Kadoke.

Von Zeit zu Zeit erledigt Darko Gärtnerarbeiten für Mutter, letzten Sommer hat er sich im Bäumeschneiden versucht. Besonders gut darin war er nicht, aber dem Freund der Betreuerin seiner Mutter muss man helfen. Wenn die Betreuerin unglücklich ist, ist Mutter unglücklich. Unglück anderer Menschen kann sie nicht ertragen, sie will die Einzige sein, die unglücklich ist, die Schrulle muss man ihr lassen.

»How are you?«, fragt Kadoke. »Where is Rose?«

Er betritt die Wohnung. Als er seine Tasche unter die Garderobe gestellt hat und weitergehen will, schlägt Darko ihm mit der Faust in den Magen.

Instinktiv krümmt sich Kadoke zusammen. Mehr noch als Schmerz empfindet er ungläubiges Staunen. »Darko«, stammelt er.

Ein zweiter Schlag trifft ihn ins Gesicht. Er bückt sich, greift in einem Reflex die Tasche mit seinem Laptop und Medikamenten, eine etwas zerschlissene Tasche, und hält sie sich vors Gesicht, er geht in die Knie und macht sich so klein wie möglich, vor dem Zählerkasten im Flur.

Für einen Moment schließt er die Augen, öffnet sie aber gleich wieder. Er sieht, dass ihm jetzt auch noch Tritte bevorstehen, wie Darko ausholt, als sei sein Gegenüber ein Fußball. Merkwürdigerweise spürt Kadoke keinen Schmerz. Auch der Schmerz ist ein weißer Fleck.

»Darko«, kann er zwischen zwei Schlägen hervorstoßen, »what's going on? Why are you doing this?«

Er will nicht schreien, er will Mutter nicht aufschrecken. So gut es geht, versucht er ein paar Mal, sich aufzurichten, doch bei jedem Versuch nimmt das Schlagen und Treten an

Intensität zu, und zu guter Letzt gibt er es auf, lässt die Hoffnung auf Menschlichkeit fahren, wie ein Wurm wird er sich über den Boden winden.

Ist das der Preis, den er für seine Liebe bezahlt? Jede Liebe hat einen Preis, aber der hier ist wirklich sehr hoch. Das hat er nicht verdient. Darko hätte versuchen können, erst mit ihm zu reden, die Frau ist doch nicht die Leibeigene des Mannes!

Als die Schläge und Tritte nachlassen und zuletzt ganz aufhören, nutzt er die Gelegenheit, auf Händen und Füßen – die Tasche immer noch hinter sich herziehend, Krankendaten darf er nicht verlieren, sie enthalten sensibles Material – ins Wohnzimmer zu kriechen.

Er will Mutter nicht beunruhigen, er muss sie begrüßen, ihretwegen ist er hier. Aber so sehen soll sie ihn schon. Auch dieser Wurm ist ihr Sohn. Er, der seinen Eltern ein Leben lang mit Selbstzensur begegnete, hat jetzt das Bedürfnis, alle Selbstzensur fahren zu lassen. Als wolle er zu Mutter sagen: Schau her, so werden Menschen für ihre Liebe bestraft.

»Was machst du für einen Blödsinn?«, ruft Mutter von ihrem festen Platz aus am Esstisch.

Auch Rose sitzt am Tisch, mit dem Rücken zu ihm.

»Hallo, liebe Mama«, sagt er, ziemlich gequält. Er spürt einen leichten Schmerz in der Mundgegend.

Keine Selbstzensur, das ist das Ideal, aber jetzt bereut er es doch wieder, findet, man solle besser so tun, als sei nichts geschehen. Seine Mutter ist schon labil genug. Sie hat ein Recht, höflich belogen zu werden, Recht auf eine verbesserte Version ihres Sohns, auch wenn die nicht mit der Realität übereinstimmt.

Kadoke merkt, dass er nicht nur leichten Schmerz verspürt, sondern auch um den Mund herum blutet, er wischt sich mit der Hand über die Lippen. Das Blut bleibt auf seinem Hand-

rücken kleben, er ist sich nicht sicher, ob es aus seinem Mund stammt oder von den Lippen.

Darko stellt sich neben ihn. Er hat die Tasche von Rose in der Hand, und endlich richtet er doch noch das Wort an Kadoke. Endlich wird nicht mehr geschlagen und getreten, sondern geredet. Die Konversation liegt Kadoke mehr als der Kampf. »You think we are your slaves, you think you can do with us whatever you want.«

»No, no«, sagt Kadoke, »not at all.«

Er will sich wieder aufrichten, als Wurm ist man doch immer irgendwie unterlegen, selbst in einem Gespräch, aber sofort bekommt er noch einen Tritt ins Gesicht. Er spürt noch mehr Blut. Das Blut ist in seinem Mund. Es kommt nicht aus der Lippe, sondern von innen, ganz tief. Aus dem Rachen womöglich.

Versteinert sitzt Mutter da, als ginge es sie alles nichts an, als wäre er nicht ihr Sohn und dies nicht ihr Haus. Sie sagt nur: »Junge, sieh dich doch vor!«

Die Angststörung macht ihr natürlich wieder zu schaffen. Sie braucht eine zusätzliche Pille. »Rose, give her some tranquilizers«, sagt Kadoke, den Mund voller Blut. »You know this is not good for mother.«

Rose aber bleibt sitzen. Sie dreht sich nur um, schaut ihn kurz an, nicht einmal unversöhnlich, nicht kalt, eher, als könnte sie sich nicht mehr erinnern, wer er ist. Als *wollte* sie sich nicht mehr erinnern – wer er war, wer er immer noch ist. Der wankende Psychiater. Der liebende Psychiater. Der ergebene Sohn. Der Liebhaber von Mutters Betreuerin.

Kadoke liegt immer noch auf dem Boden, auf dem Perserteppich, den sein Vater einmal gekauft hat.

Darko bückt sich. Kadoke befürchtet, wieder geschlagen zu werden, und hält sich die Arzttasche wie einen Schild vors Gesicht, doch Darko brüllt ihm ins Ohr: »You think you can

get away with everything, you white Dutch people think you can do whatever you want.«

Danach noch ein Tritt, doch diesmal schwächer. Die Wut ist verraucht.

»We are not Dutch«, sagt Kadoke, »and we are not white.«

Rose sagt auf Nepalesisch etwas zu ihrem Freund. Kadoke fragt sich, was es wohl war. Ihre Stimme klang lieblich, vielleicht hat sie ihren Freund um Erbarmen gebeten. Um Mitgefühl. Rose hat viel Mitgefühl. All die Jahre, die sie für Mutter arbeitet, hat er das gespürt. Das Mitgefühl und die Hingabe eines Engels. Daher kamen auch die unerwarteten Emotionen, die ihn gestern Abend wie wilde Pferde davongerissen hatten, als er eigentlich den ärztlichen Notdienst anrufen wollte. Roses Mitgefühl hatte die Emotionen hervorgerufen, ihre Empathie, ihre Zuwendung, Fürsorge. Wie sich nicht verlieben in einen Engel, der deine Mutter mit Liebe umgibt? In die Frau, die Mutter am Leben erhält?

»What did you do with Rose?«, fragt Darko. »What did you do with my girlfriend? I saw your WhatsApp. I saw it. I read it. You call yourself a psychiatrist? You are a pervert.«

Rose steht auf. Kadoke sieht, wie sie im Medikamentenkästchen kramt. »I will give mother a sleeping pill«, sagt sie.

»Yes«, antwortet Kadoke, »please do. She is trembling, it's her anxiety disorder, she should not witness this. Please. This is not good for her.«

Seiner Mutter ruft er zu: »Mama, du musst dich kurz hinlegen. Ich bin gleich bei dir. Es ist alles in Ordnung. Alles im grünen Bereich.«

Mutter starrt ihn an, als drängen seine Worte nicht zu ihr durch. Sie ist nicht mehr hier, sie ist irgendwo anders, in einer anderen Welt, einer anderen Zeit.

Die WhatsApp war der Fehler. Er hätte Rose seine Liebe nicht schriftlich gestehen dürfen.

Jetzt wendet er sich an Darko, er wagt nicht, sich zu bewegen, aber er kann plädieren. Nicht so sehr für sich selbst, sondern für Mutter.

»I didn't do anything with Rose«, sagt er. »Believe me, I have to admit that my WhatsApp was inappropriate, it is something I regret. But please, forgive me. For mother's sake, for the sake of her health, for the sake of all those years that Rose has been working here, forgive me.«

Darko öffnet den Mund, aber nicht, um zu sprechen. Er lässt Spucke herauslaufen, die auf Kadokes Gesicht landet. Die Zeit der Vergebung ist noch nicht gekommen, erst muss noch gespuckt, das Gleichgewicht wiederhergestellt werden. Kadoke begreift das, nur schade, dass es so lang dauert und auch so wehtut. Sein Mund fühlt sich an wie ein Schlachtfeld.

»You didn't do much?«, fragt Darko. »That's what you call it, not much?«

Was weiß er? Hat Rose ihm etwas erzählt? Oder *glaubt* er nur, etwas zu wissen? Aufgrund der WhatsApp? War die ihm genug? Eine einzige Nachricht. Genug, rot zu sehen, die Fantasie mit ihm durchgehen zu lassen?

Kadoke sieht, wie Rose Mutters Stock nimmt, wie Mutter aufsteht und langsam Richtung Sofa schlurft; steif, steifer als sonst. Als sie an ihm vorbeikommt, legt sie ihm beinahe unmerklich die Hand auf den Kopf, als sei das eigentlich verboten, doch als wolle sie zeigen, dass sie zusammengehören. Insgeheim.

Nein, das hier ist für Mutter nicht gut. Das ist das Letzte, was sie braucht, noch dazu in ihrem Wohnzimmer. Alte Traumata kommen davon wieder hoch.

Er sieht, wie seine Mutter sich aufs Sofa setzt, ihren Stock abstellt, wie Rose ihn ihr liebevoll abnimmt, wie Mutter sich vorbeugt und sich die Schuhe auszieht. Und wie sie sich dann

hinlegt, die Knie angezogen, sie trägt ein lachsrosa Kleid. Er kann ihren Schlüpfers sehen.

»We go now«, sagt Darko. »We will never come back. I'm sorry for mother, but you are her son after all. You don't deserve us, you Jew. You should have known better, you suffered enough, and what do you do? You make other people suffer. That's all you do. You make the world such an ugly place.«

Kadoke schüttelt den Kopf. Was soll das – die Juden mal wieder? Auch das noch.

»No«, sagt er erst leise, dann etwas lauter: »Let's not talk about the world. Let's talk about this family. Let's talk about mother. She is important. I'm not important. I may be a sinner.«

Jetzt richtet er sich halb auf. »Sünde« und »Sünder«, das wird der Nepalese begreifen. Ob er wirklich so sündig ist, ist nicht wichtig. Wenn es Mutter hilft, wird er diese Rolle übernehmen, wenn nötig, für immer. Er wird als Sünder durchs Leben gehen, es wird ihn wenig Mühe kosten. Die Rolle des Heiligen liegt ihm weniger, aber der Sünder ist ein potenzieller Heiliger.

»A sinner?« Er hört Hohn in Darkos Stimme, Ekel. »You touched my girlfriend, you kissed her, you made yourself available to her, you tried to seduce her, and then you call yourself a sinner. And now you would like us to act as if nothing happened?«

Touched, kissed, das klingt nicht so schlimm. Dann weiß er möglicherweise nicht alles, dann lässt sich vielleicht noch verhandeln.

In einem Reflex packt Kadoke Darkos Bein, das kräftige Bein eines Jungen – er ist noch ein Junge. Er spielt Basketball. Putzt bei Leuten in der Innenstadt. Es ist Eifersucht. Unsicherheit. Ohnmacht. Darum hat die Eifersucht ihn im Griff, weil er noch so jung ist. Unbekannt mit dem Leben. Selbsterkenntnis ist ihm noch unerforschtes Gebiet.

»It was affectionate«, sagt Kadoke leise. »I didn't really touch her. She is mother's caregiver, I wanted to thank her. One evening I came home, mother wasn't feeling well and she stood there, your beloved one, your future wife, your angel, she stood there, and I couldn't help myself. I couldn't.«

Rose steht jetzt neben ihrem Freund. Sie schaut nach unten, mit traurigem Blick, sie hat geweint.

»Rose«, sagt er, »please, explain to Darko what happened.«

Sie will etwas sagen, und er wartet darauf, was es sein wird, so wie er selten auf etwas gewartet hat, doch als sie endlich den Mund aufmacht, sagt sie nur: »It's too late.«

Er schüttelt den Kopf. Mutter darf nicht allein bleiben, Mutter braucht Pflege. Sie kann nicht allein duschen, sie weiß nicht, wann sie ihre Medikamente nehmen soll, sie muss bekocht werden. Sie droht schon mit Selbstmord, sobald jemand die Wörter »betreutes Wohnen« oder »Seniorenheim« in ihrer Nähe auch nur in den Mund nimmt.

Er umklammert Darkos Bein noch fester. »I will repent«, sagt er. »I will give you passports, I know people, I have connections, I will make up for my sins. You will become legal citizens in this country, the two of you. Darko, you will have children, legal children, Dutch children, white children, please, Darko, you have known me for four years now, it was a mistake, but give me the opportunity to ask you for forgiveness. To repent. Forgive me. Please, Darko, if you cannot forgive me, forgive me for mother's sake, I ask you, I beg you, please find kindness in your heart.«

Freundlichkeit, steckt die im Herzen? Und erfleht er das wirklich: Freundlichkeit? Milde? Er weiß selbst eigentlich nicht mehr genau, worum er bittet, aber er will nicht, dass Rose geht, er will, dass sie hier bleibt, bei Mutter.

Der Junge reißt sich los, geht aus dem Zimmer, Kadoke hört ihn die Treppe hinaufgehen. Was hat er da oben vor?

Roses restliche Sachen einpacken? Was kann da noch liegen? Shampoo? Deodorant? Ein paar Zeitschriften? Eine Bibel vielleicht.

Wovon wollen sie leben, wenn sie hier weggehen? Es ist gegenseitige Abhängigkeit. Sie können ohne einander nicht auskommen, die Kadokes und Rose. Die Kadokes und Darko, Roses Freund, ihr Beschützer. Roh, ungehobelt und undiplomatisch.

Kadoke richtet sich auf. Er stellt sich Rose gegenüber, malträtiert und blutig, eine Enttäuschung, er legt ihr die Hand auf die Schulter.

Sie lässt ihn gewähren, schaut ihn mit tränenerfülltem Blick an. Er hofft, dass die Schlaftablette gewirkt hat und Mutter jetzt schläft, so wie sie öfter mitten am Tag auf dem Sofa ein Nickerchen macht. Das Leben hat sie erschöpft, das Kämpfen sie ermüdet.

»Why did you tell him about us?«, fragt er leise.

Er kann es nicht begreifen. Es war absolut überflüssig. So ruchlos hatte er Rose nicht eingeschätzt.

»Why?« Kadoke insistiert.

»I didn't say anything. He looked in my phone. He is anxious. He understood everything, immediately. You should not have sent me these words. You should not have done that.«

Sie fängt an zu weinen. Er hat schon viele Menschen weinen sehen, Patienten vor allem, er weiß, wie er damit umgehen muss. Die Tränen anderer bedrücken ihn kaum, aber das hier ist anders.

Fast vier Jahre ist sie jetzt hier, sie gehört zu diesem Haus wie der Perserteppich. Er kann einfach nicht glauben, dass sie jetzt geht, dass sie so impulsiv handelt. Kadoke hatte ein hervorragendes Verhältnis zu ihr, fast so etwas wie Freundschaft – nein: unmerklich war es Liebe geworden. Eines Abends im

Sommer konnten sie beide es nicht mehr verhehlen. Aber ein einziger Abend kann doch das alles nicht auslöschen: all die Jahre, die Fürsorge. Eine Verwirrung der Gefühle kann doch vier Jahre nicht ungeschehen machen. Und es ist mehr als nur eine Verirrung, da ist er sich sicher. Würde sie jetzt zu ihm sagen: »Nimm mich zur Frau«, würde er es tun. Er würde bei ihr bleiben, ihr ein Kind machen, vielleicht sogar mehrere.

Warum muss ausgerechnet er, ein Mann von zweiundvierzig Jahren, jemand, der das menschliche Seelenleben studiert hat, auf Suizidprävention spezialisiert, so spät noch, in den besten Jahren quasi, von solch einer schrecklichen Verliebtheit geplagt werden? Welcher Teufel hat da seine Finger im Spiel?

Kadoke umarmt Rose. Er drückt sie an sich. Er riecht sie, wird erneut von Emotionen übermannt, er will es wiedergutmachen, das Unwiderrufliche zurückdrehen. Die Unwiderruflichkeit empört ihn. Auf A folgt B, auf A kann aber auch C folgen. Die Geschichte ist keine mathematische Gleichung. Nichts sollte unwiderruflich sein, alles sich zurückdrehen lassen.

»I'm sorry«, sagt er. »I'm so sorry.«

Er verspürt keine Lust, höchstens deren Echo; was er spürt, ist vor allem ein ungesundes Verlangen nach Bedeutung. Er weiß nicht, wie er es anders nennen soll: Dieses Verlangen ist ungesund.

Als er Darko auf der Treppe hört, lässt er Rose sofort los.

Wie Kadoke sich dachte, hat Darko die letzten Habseligkeiten seiner Freundin in zwei Plastiktüten gestopft. Er ist wild entschlossen. Eifersucht ist eine bewusste Entscheidung. Oder zumindest eine Erkrankung, gegen die sich leicht etwas unternehmen ließe und unter der man nicht zusammenbrechen muss, so wie die meisten Leute heute auch nicht mehr an einer Lungenentzündung sterben. Es ist so bürgerlich-

altmodisch, diese Eifersucht, das geht Kadoke so gegen den Strich. Wann kommen diese Leute endlich in der Gegenwart an?

»We don't want your passports«, sagt Darko, »we don't want your crumbs. We don't need you and your patronizing smiles and your patronizing gifts.«

»We are not white, Darko«, wiederholt Kadoke, »we are not white, we are something else. And this has nothing to do with the fact that you and Rose were born in Nepal. This is attraction, this is a clear-cut case of mutual attraction. I'm sorry to say this, but it wasn't frivolous. It was mutual affection. Nothing else, mutual affection, but I'll keep asking you for forgiveness. I should have respected your relationship with Rose, I should have reminded myself of your love, but I was afraid.«

Afraid. Zum ersten Mal spürt er, dass er sich der Wahrheit nähert, dass er sagt, was er eigentlich ausdrücken möchte, gegen seinen Willen, trotz seiner Liebe und all seiner klugen Selbstreflexion. Solche Angst hatte er gehabt, Mutter könnte an dem Abend sterben, dass er sich an ihrer Betreuerin vergriff. Die Angst hatte die Erektion bei ihm ausgelöst, ihm ins Ohr geflüstert: »Du liebst sie, du kannst mit ihr zusammenbleiben, zusammen könntet ihr Mutter pflegen, für immer.« Die Angst war es, die ihn verrückt gemacht hatte vor Geilheit. Denn stärker als Lust ist die Angst, stärker als die Liebe, dieses wahnsinnige Tier, das die Menschen als Göttin verehren.

»You are the boss«, sagt Darko. »You pay, you take. You touch. No affection, boss. No affection.«

Diese Menschen sind so stolz. Unnötig stolz. Wären sie etwas weniger stolz, würden sie auch nicht so früh sterben.

Wie kann er sie überzeugen, was für Argumente noch vorbringen? Rationale Argumente nutzen nichts mehr. Er

hat ihnen Papiere in Aussicht gestellt, das beeindruckt sie nicht, sie wischen das Angebot beiseite, als wüchsen Papiere an den Bäumen. Darko denkt nicht rational, Kadoke hätte die Polizei rufen können. Selbsterhaltung interessiert ihn nicht mehr, ein primitives Bedürfnis nach Rache hat ihn ergriffen, wo Kadoke doch nicht die geringste Bedrohung für ihn darstellt. Er wollte Darkos Platz gar nicht einnehmen, den Status quo nicht ändern, höchstens hatte er sich einmal genommen, was er brauchte. Er war ein Mann, der glaubte, ohne allzu viel Liebe auskommen zu können, und eines Abends im Spätsommer wurde er plötzlich von diesem grässlichen Bedürfnis übermannt. Er hatte gemeint, die Betreuerin seiner Mutter hätte ihm ein Angebot gemacht, das er nicht ausschlagen könne. Kann Liebe ein Irrtum sein? Ungebührlich vielleicht, aber ist ungebührliche Liebe ein Irrtum?

Kadoke fängt an zu beten. Nicht, dass er gläubig wäre, aber diese Leute, die nichts haben, keine Papiere, keine Bankverbindung, kein Zuhause, haben oft eine Beziehung zu Gott, darum betet er, um zu zeigen, dass Gott auch ihm etwas bedeutet, dass er Engel und Sterbliche sehr wohl zu unterscheiden weiß.

Er kniet, umklammert Darkos kräftiges Bein, als sei er im Grunde in Darko verliebt und habe sich nur darum an dessen Freundin vergriffen, weil er sich an ihn nicht herantraute. »Schma Israel«, ruft er, »Adonaj elohejnu, Adonaj echad.« Er räuspert sich, vom Blut im Rachen ist er heiser geworden. »Stay here, don't leave us! Mother needs Rose, mother doesn't trust most people, you know her, she is very suspicious of human beings, I beg you, in the name of mother, in the name of your God, stay with mother, you won't see me. I will come only when Rose is not there. But please, stay. You may not need us but we need you.«